

JESSI KIRBY

Der Soundtrack
meines
Lebens

Aus dem Amerikanischen
von Elisabeth Spang

THIENEMANN

Für Schuyler.

*Dieses Buch ist in Wirklichkeit ebenso sehr deines
wie meines.*



Das Krachen des ersten Schusses zerreißt den Nachmittag. Ich drücke die Augen fest zu und lausche auf den zweiten, die Ohren in der Stille erwartungsvoll angespannt. Sieben Gewehre haben sich zum Salut für Finn vereint. Ich öffne die Augen und richte sie auf den jüngsten Schtzen am Ende der Reihe. Seine behandschuhten Hände hatten beim Heben des Gewehrs gezittert, jetzt jedoch sind sie ruhig, entschlossen. Ein dritter Schuss. Die Gewehre wandern auf die Schultern zurück, der General bckt sich, seine Finger durchstreifen das Gras, und er hebt drei der glänzenden leeren Patronenhülsen auf. Ich stehe da, genauso steif wie die Soldaten, während meine Tante neben mir leise weint.

Der Trompeter tritt vor und leckt sich die Lippen, bevor er das Instrument ansetzt. Mir fällt ein, dass ich eigentlich noch nie im wirklichen Leben einen Zapfenstreich habe spielen hören. Als die ersten Töne erklingen, versuche ich, diesen Moment ganz bewusst wahrzunehmen, versuche in meinen Kopf zu kriegen, was dieser Augenblick bedeutet. Mein Bruder ist tot. Und das hier ... dieses Lied bedeutet, es ist wirklich wahr. Dieses Lied ist für Finn.

Der Trompeter ist wie die übrigen Soldaten gekleidet, aber sein Gesicht erscheint irgendwie weicher, sanfter.

Vielleicht weil er ein Musikinstrument in Händen hat, und keine Waffe. Seine Augen sind offen, während er spielt. Er schaut die ganze Zeit auf den mit einer Fahne bedeckten Sarg und spielt für meinen Bruder. Und ich würde ihm gerne von Finn erzählen, denn obwohl das Lied gefühlvoll klingt, bin ich sicher, dass er ihn nie kennengelernt hat.

Tante Gina drückt meine Hand so fest, dass es schmerzt, und versucht, ihr Schluchzen zu dämpfen. Ich presse die Lippen zusammen und schlucke mein eigenes herunter. Eine von uns sollte Haltung bewahren. Finn wäre stolz darauf. Er hat mir immer gesagt, ich solle mich stark zeigen, auch wenn ich mich nicht so fühle, weil das manchmal alles ist, was man tun kann.

Die Soldaten lassen die letzten Töne des Liedes verklingen und in die Ferne entschwinden, dann treten sie zu der Fahne vor. Sie heben sie behutsam vom Sarg und falten sie einmal, zweimal, anschließend steckt der General die Patronenhülsen in die rot-weißen Wellen. Nun wird die Flagge weitere elfmal gefaltet, bis nur noch ein straffes Dreieck mit weißen Sternen auf blauem Grund übrig bleibt. Der junge Schütze, wahrscheinlich im gleichen Alter wie mein Bruder, reicht es dem General zur Begutachtung.

Der General ist ein finsterer Mann in den Vierzigern, dunkle Haare, mit Grau durchsetzt. Er nimmt die Flagge und tritt vor, sein Blick wandert zwischen meiner Tante und mir hin und her. Doch als er über das feuchte Gras schreitet, sieht er mich an, und jetzt bekomme ich weiche Knie. Ich weiß nicht, ob Gina das so eingefädelt hat, oder ob es daran liegt, dass ich als Finns einzige nahe Verwandte eingetragen bin, aber der General bleibt vor

mir stehen. Bedauern spricht aus seinem Blick, und als er vor mir steht, frage ich mich, wie viele Male in seiner Laufbahn er dies schon hat tun müssen.

Er sagt Worte, die ich höre, aber nicht wirklich aufnehme: »Im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten, des Marinekorps-Kommandeurs und einer dankbaren Nation überreiche ich Ihnen diese Flagge als Symbol unserer Anerkennung der Dienste Ihres Angehörigen für Heer und Vaterland.«

Während er spricht, bin ich froh, dass meine Eltern nicht hier stehen müssen, um ihren Sohn zu beerdigen, doch unendlich viel trauriger bin ich, dass ich es ganz allein tun muss. Sobald die Fahne die Hände des Generals verlässt und in meinen eigenen ist, presse ich sie an meine Brust, als wäre es Finn selbst, und jetzt kann ich mich nicht mehr stark zeigen. Ich hätte nicht gedacht, dass ich nach den letzten zwei Wochen noch mehr weinen könnte, aber mir kommen sofort die Tränen, und als sie fließen, wird aus dem General ein Mensch, der mich mitfühlend umarmt. So stehen wir da, ich eingeschlossen im Kreis seiner Orden und Abzeichen, und obwohl es von ihm als tröstliche Geste gemeint ist, spüre ich nichts anderes als scharfe Kanten und starren Stoff.

Ich flüstere ein Danke, dann ziehe ich mich zurück und bevor er mich loslässt, drückt er meine Schultern. Tante Gina macht einen Schritt auf mich zu und legt die Arme um mich, während sich der General mit seiner Truppe entfernt. Gesichter von Leuten – meine Freunde und Finns, seine Lehrer, Trainer, Klassenkameraden, unsere ganze Stadt – strömen mit verquollenen Augen und gebrochenen Herzen vorbei, um ihr Beileid zu bekunden. Als Lihla an der Reihe ist, sagt sie nichts, sondern

umarmt mich fest, und das sagt alles. Weitere Menschen ziehen an uns vorbei, um uns die Ehre zu erweisen, und wir stehen eine halbe Ewigkeit da, nicken und danken ihnen fürs Kommen, bis alle gegangen sind.

Tante Gina entschuldigt sich, um mit dem Bestattungsunternehmer zu sprechen, und ich bin einen Moment für mich allein. Ich will nicht den Sarg ansehen, der darauf wartet, neben unseren Eltern in die Erde gesenkt zu werden, also gehe ich zu der Bank gegenüber, auf der Finn und ich bei Friedhofsbesuchen immer saßen, und lasse mich darauf nieder, die Fahne nach wie vor an meine Brust gedrückt. Und in diesem Moment sehe ich in einiger Entfernung eine Gestalt stehen, die ich erkenne – eine, von der mir bis jetzt gar nicht aufgefallen war, dass sie in dem Strom von Gesichtern gefehlt hatte.

Rusty steht dort und sieht aus wie ein erwachsener Mann. Er hat einen richtigen Anzug mit Krawatte an und würde völlig seriös wirken, wenn nicht diese in Papier gehüllte Flasche in seiner Hand baumelte. Ich frage mich, wer es ihm wohl erzählt hat. Ich hatte gar nicht daran gedacht, ihn anzurufen, allerdings hätte ich sowieso nicht gewusst, wie ich ihn hätte erreichen können. Finn und er hatten nicht mehr miteinander geredet, seit Finn sich verpflichtet hatte, und wir waren eigentlich nicht mehr wirklich befreundet.

Trotzdem.

Er war gekommen, und das wollte schon etwas heißen. Selbst wenn er nur von ferne zusah. Ich will zu ihm hinübergehen und ihm sagen, dass seine Anwesenheit Finn mehr bedeutet hätte als die von sonst jemand. Dass jegliche Meinungsverschiedenheit, die sie gehabt hatten, längst vergessen sei. Doch als ich aufstehe, setzt

er die Flasche an die Lippen und trinkt einen langen Schluck, dann dreht er sich um und geht weg. Genauso wie vor mehr als einem Jahr.



Ich war allein.

Nachdem der letzte Wagen den Parkplatz verlassen und Tante Gina müde den Arm um meine Schulter gelegt hatte, sagte ich ihr, dass ich noch eine Weile auf dem Friedhof bleiben wollte. Sie hatte keine Einwände. Sie sagte *gar nichts*. Zog mich nur an sich in eine Umarmung, die so von Trauer durchtränkt war, dass ich das Gefühl hatte, ich könnte an Ort und Stelle auf dem noch warmen Asphalt ertrinken, auch wenn meilenweit kein Wasser in der Nähe war. Ich entwand mich, so behutsam ich konnte, und erklärte ihr, dass ich einfach noch Abschied nehmen wollte, was mit der Wahrheit allerdings wenig zu tun hatte.

Wie könnte ich? Abschied zu nehmen, hieße ja zwangsläufig, den dünnen Hoffnungsfaden zu zerschneiden, es bestünde noch immer eine Chance, dass ich am nächsten Morgen aufwachte und Finn auf der Couch säße, *SportsCenter* im Fernsehen ansah und sich immer wieder Cornflakes in dieselbe Schüssel mit süßer, lauwarmer Milch nachschüttete. Es würde bedeuten, dass ich mich dem Schweigen seines Zimmers stellen müsste und dem Wissen, dass die im Schrank hängenden Kleider nie wieder getragen wurden und der Football auf

seiner Kommode nie wieder geistesabwesend zwischen seinen Händen hin und her flog, während er so tat, als würde er zuhören, was ich ihm gerade erzählte.

Also nahm ich nicht Abschied. Ich saß einfach nur da, auf unserer Bank, wie wir es so viele Male zuvor gemeinsam getan hatten, bis am blaurot dämmernden Himmel die ersten Sterne funkelten. Doch dort so ganz allein, in der sich ausbreitenden Abendkühle wirkten jene Zeiten mit Finn unerreichbar weit weg. Ich blieb dennoch, sah zu, wie ein Stern nach dem anderen distanziert und teilnahmslos aufleuchtete, als wäre alles beim Alten, und versuchte mir selbst zu erzählen, was Finn mir an Abenden erzählt hatte, wenn ich unsere Eltern am schmerzlichsten vermisste. Er war mit mir zu dieser Bank gegangen, wo wir ihre Grabsteine sehen konnten, und hatte mir erklärt, zu den Sternen aufzusehen, sei ein Weg, geradewegs in die Vergangenheit zu schauen – zurück in die Zeit, als unsere Mutter uns allabendlich zugedeckt und unser Vater schlimme Träume verscheucht und wir alle sonntags Biskuits mit Bratensoße zum Frühstück gegessen hatten.

Er behauptete immer, so könne man wirklich in die Vergangenheit schauen, denn bis das Licht von diesen Sternen bei uns unten ankam, sei es schon unzählige Jahre alt. Er meinte, wenn wir Seite an Seite dasaßen und den sich ins Unendliche erstreckenden und glitzernen Nachthimmel über uns betrachteten, seien unsere Eltern auch bei uns, denn ein und dasselbe Licht hätte ihr ganzes Leben lang auf sie herabgeschienen. Damals hatte ich das mit allen Fasern meines Seins geglaubt.

Heute Abend jedoch nicht. Heute Abend saß ich alleine dort, und während ich die mal schärfer, mal ver-

schwommen umrissenen Sterne betrachtete, versuchte ich irgendetwas zu spüren, das über die vernichtende Einsamkeit des Friedhofs hinausreichte. Er konnte nicht tot sein! Ich brauchte ihn doch so sehr! Ich brauchte ihn wegen all der kleinen Gesten, mit denen er mich aufmunterte, wenn ich traurig oder aufgewühlt oder verzweifelt war.

Er konnte es nicht ertragen, wenn ich weinte, und hatte sich deshalb immer nach Kräften bemüht, mich abzulenken, so gut er nur konnte. Als wir noch klein waren, tat er das, indem er mit mir auf dem Lenker seines Fahrrads zur Tankstelle fuhr, um Süßigkeiten zu kaufen. Als wir älter wurden, nahm er mich mit einer Cola mit in die Garage, sodass er an seinem Auto herumbasteln konnte, während ich am Wagen lehnte, ihm Werkzeuge reichte und ihm erzählte, wie irgendwer mir einen anzüglichen Blick zugeworfen hatte oder dass ich überzeugt war, kein Junge würde sich je in mich verlieben. Wenn es ganz schlimm war, durfte ich mit ihm und Rusty Burger essen gehen oder er überließ mir und Lihla für einen Abend den Wagen, damit wir uns einen Film ansehen konnten. Das war im Grunde alles nichts Großartiges. Aber ich hatte gewusst, dass er immer da war, um mir zu erklären, wie ich etwas sagen oder machen könnte und wo es langging. Er hatte mir Halt und Orientierung gegeben. Ohne ihn war ich vollkommen aufgeschmissen.

Als ich nach Hause kam, war Tante Gina, noch in ihren Beerdigungskleidern, auf der Couch eingeschlafen, und im Haus war es still. Ich öffnete in der Küche den Kühlschrank, obwohl ich gar nicht vorhatte, etwas zu essen. Sein Inneres war gestopft voll mit Lasagne und lauter folienbedeckten Aufläufen, die man uns vorbe-

gebracht hatte, weil das bei einem Trauerfall so üblich ist. Es war eine nette Geste, aber mir war nicht sonderlich nach Essen zumute gewesen, seit der Benachrichtigungs-Offizier und der Kaplan an unsere Tür geklopft hatten, um uns mitzuteilen, dass Finn im Krieg gefallen war, dass sie dies zutiefst bedauerten, und dass Vorkehrungen getroffen wurden, um seine sterblichen Überreste nach Hause zu fliegen.

Seine sterblichen Überreste. Man möchte meinen, ihnen wäre beigebracht worden, sich anders auszudrücken.

Ich machte den Kühlschrank zu, stand mitten in der Küche und lauschte, wie mit dem Ticken der Uhr die Sekunden verstrichen. Der Anrufbeantworter blinkte mit einer neuen Nachricht und ich wusste, das war Lihla, die angerufen hatte, um zu fragen, ob sie vor ihrem Aufbruch zur Uni noch ein letztes Mal herüberkommen könnte. Sie hatte die Abreise zu ihrer Einführung verschoben, sobald ich die Nachricht über Finn erhalten hatte, und seitdem als meine beste Freundin und Betreuerin die Stellung gehalten.

Wenn ich Gesellschaft wollte, kam sie herüber und wir schauten uns blöde Filme an oder blätterten durch endlose Ausgaben von *Us Weekly* und *People*, bis ich einschlafen konnte. Wenn sie merkte, dass ich ein bisschen Zeit für mich brauchte, brachte sie für Tante Gina und mich etwas zu essen vorbei, das ihre Mutter gekocht hatte, und kam am nächsten Tag wieder. Sie machte alles mit, in welcher Stimmung ich auch sein mochte. Einige Male saß sie einfach auf meinem Bett und weinte mit mir, aber im Grunde wusste ich, dass sie *meinetwegen* weinte.

Sie besaß ein besonderes Mitgefühl, über das nicht viele Leute verfügen. Als wir vier Jahre alt gewesen waren und ich gerade meine Eltern verloren hatte, hatte sie es genauso gemacht. Sie spürte meinen Schmerz, als wäre es ihr eigener, und mir ging es mit ihr ganz genauso.

Ich konnte ihr unmöglich sagen, wie viel mir das alles bedeutete und wie sehr sie mir fehlen würde, wenn wir in verschiedene Himmelsrichtungen auseinander gingen. Auch konnte ich ihr nicht erklären, dass nach Austin, auf die Uni meiner Träume zu gehen, mir plötzlich genauso sinnlos vorkam wie die Tage, die vor mir lagen, leer und gleichzeitig randvoll mit Finns Tod. Er war es gewesen, der mir die UTA, die *University of Texas at Austin*, überhaupt erst gezeigt hatte, als ich ihn auf einer seiner Football-Rekrutierungs-Fahrten begleitet hatte. Ich hätte nicht gedacht, dass ich mich Hals über Kopf in diese Uni verlieben würde, aber so war es. Ich hatte mir nicht mal mehr die Mühe gemacht, mich irgendwo anders zu bewerben, weil ich so sicher war, dass es dieses College war, wo ich hingehörte. Bloß jetzt war ich mir in gar nichts mehr sicher. Wie sollte ich in die Welt hinaus und zur Uni gehen und ein neues Leben anfangen, wenn das Leben meines Bruders gerade ein so abruptes Ende gefunden hatte? Es kam mir völlig verkehrt vor.

Doch von alledem konnte ich Lihla nichts erzählen, denn schließlich wird von einem erwartet, dass man glücklich ist, wenn man aufs College geht – begeistert, beflügelt, all diese Adjektive, die beschreiben, dass man dabei ist, etwas Großes und Besonderes zu tun. Und ich wollte, dass wenigstens *ihr* so zumute war. Endlich war es für uns an der Zeit, aus der Stadt rauszukommen

und unser Leben wirklich in die Hand zu nehmen, und sie hatte es verdient, sich darüber zu freuen. Ich konnte heute, am Abend vor ihrer Abreise, nicht mit ihr reden. Ich wäre nicht in der Lage, mich zu verstellen. Sie kannte mich gut genug, um zu wissen, wie sehr sie mir am Herzen lag, und ich kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie Verständnis haben würde. Ich nahm mir vor, wenn ich so weit wäre, würde ich mich nach ihrem Umzug, und wenn sie sich an der Uni eingewöhnt hätte, hinsetzen und ihr einen schönen, langen Brief schreiben und alles erklären.

Ein Brief.

Ich sah zu dem kleinen runden Tisch in der Küchenecke hinüber, und dort lag er noch immer – unberührt.

Drei Tage nach dem Klopfen an unserer Tür war ich von einem Spaziergang mit Lihla zurückgekommen und hatte tatsächlich gerade über eine Geschichte von Finn gelacht, doch dann war es von einem Moment auf den anderen, als hätte man mir schlagartig die Luft ausgelassen. Auf dem Küchentisch lag ein Briefumschlag, an mich adressiert, in seiner Handschrift. Ich starrte ihn an. Lihla legte zögerlich die Hand auf meine Schulter.

»Ach, Honor ...«, setzte sie an. »Er muss ihn abgeschickt haben, bevor ... und wahrscheinlich wusste keiner ...«

Ich machte einen Schritt darauf zu wie auf ein schlafendes Tier, das ich nicht stören wollte. Nahm den Umschlag in die Hand. Fuhr mit dem Daumen über die Adresse, über Finns Schriftzüge. Und dann legte ich ihn wieder auf genau denselben Fleck und wich zurück. »Ich kann nicht ...« Ich sah Lihla an. »Hast du Lust, ein bisschen auszugehen? Wir könnten diesmal mit der Pala fah-

ren.« Schnell nickte sie und wir steuerten schnurstracks wieder zur Tür hinaus. Seitdem war ich nicht mehr oft in die Küche gegangen.

Die Sache war nämlich die, dass Finn eigentlich keine Briefe schrieb. Er schrieb E-Mails, einmal die Woche. Und jedes Mal, wenn ich eine Mail von ihm bekam, setzte ich ihm zu, er solle mir einen richtigen Brief schreiben, einen mit Tiefgang, anstatt mir nur zu erklären, es sei alles »bestens« dort drüben und die staubige Wüste sei gar nicht so viel anders als das Landesinnere von Texas, und dass die Übungen bei der Kampfausbildung ihn an Football erinnerten. Ich wollte, dass er mir die Wahrheit schrieb, auch wenn es eine harte Wahrheit wäre, weil so etwas für einen allein eine zu große Last ist. Er war für mich immer der Mensch gewesen, dem ich alles erzählen konnte, und mir gefiel die Vorstellung, dies auch für ihn sein zu können. Doch nachdem er einmal die Entscheidung getroffen hatte, sich zu verpflichten, anstatt aufs College zu gehen und Football zu spielen, hatte ich den Eindruck, er hätte befunden, ich könnte es nicht.

Lihla meinte, er wolle mich schonen und ich solle es einfach auf sich beruhen lassen, doch mir lag es wie ein Stein im Magen und ich versuchte, ihm das zu erklären. Ich wollte ihn wissen lassen, dass er sich keineswegs die ganze Zeit über so sonnig und optimistisch geben müsste – dass es in Ordnung sei, auch einmal ehrlich zu schildern, wie es ihm wirklich erging, und ob er Angst hatte oder wünschte, er wäre nie dorthin ausgerückt.

Und deshalb hatte ich den Brief nicht geöffnet.

Ich fürchtete mich vor dem, was darin stehen könnte. Und jetzt, insbesondere nach seinem Tod, wollte ich nicht erfahren, dass er Angst gehabt oder sich einsam

gefühlte oder Heimweh empfunden hatte, weil jede dieser Einzelheiten ausgereicht hätte, das, was von mir noch übrig war, restlos zu zerbrechen. Jetzt brauchte ich es, weiterhin zu glauben, dass er dort drüben guter Dinge und es nicht so schlimm gewesen war, wie ich mir vorgestellt hatte.

Aber er hatte ihn geschrieben, einen richtigen Brief. Ich war es ihm schuldig, ihn zu lesen.

Durch die Türöffnung warf ich einen Blick ins Wohnzimmer auf Gina, die in den letzten zwei Wochen um zwanzig Jahre gealtert zu sein schien. Die blonden Haare hingen ihr lose und schlaff ums Gesicht und ihr Brustkorb hob und senkte sich rhythmisch unter der zerknitterten schwarzen Bluse. Sie reagierte nicht bei dem Laut, mit dem ich einen Stuhl hervorzog und mich an den Tisch setzte.

Ich nahm den Umschlag in die Hand und staunte, wie dick er sich zwischen meinen Fingern anfühlte. Ein tiefer Atemzug war bei Weitem keine ausreichende Vorbereitung, um zu lesen, was er geschrieben hatte, aber ich tat dennoch einen, fuhr dann mit dem Finger unter die obere Klappe und riss den Umschlag der Kante entlang auf.

Ich atmete noch einmal tief durch, bevor ich die zusammengefalteten Seiten herausholte und öffnete, um sie zu lesen.